

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 5 (1901)  
**Heft:** 23

**Artikel:** Edelchen  
**Autor:** Ermatinger, Emil  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-576051>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 08.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

hergewandert ist. Solange aber durch die grenzenlose Unordnung die Manuskripte in Gefahr waren, der Wissenschaft überhaupt verloren zu gehen — wurden sie doch schon als Feuerungsmaterial benutzt! — wird der ethische Konflikt die Betreffenden nicht allzusehr bedrängt haben.

Die Hüter dieser Schätze sind etwa dreißig Mönche, die sich offenbar in eine Aristokratie und eine Plebs teilen. Die erste unterscheidet sich schon durch eine etwas reinlichere und sorgfältigere Kleidung von der gewöhnlichen Bruderschaft; zu ihr gehört in erster Linie der Skenophylax, der die Stelle eines Priors einnimmt, ein schöner, freundlicher Mann; dann der Dekonom, der für das Leibliche der Brüder zu sorgen hat und von dessen Härte und Geiz die niedern Brüder viel zu erzählen wissen; außerdem darf sich auch der Bibliothekar seiner verhältnismäßigigen Bildung wegen zu diesen Obersten des frommen Volkes rechnen. Allerdings in einem Punkte reicht er bei weitem nicht an seine beiden Vorgesetzten heran; wenn man nämlich der Medisance einiger Brüder trauen darf, so sind jene beiden reiche Leute, die mehrere Tausend Pfund auf der Bank liegen haben und eifrig bemüht sein sollen, diese Summe zu äussern. Inwiefern diese Lästerkunde mit dem Sachverhalt und den Klosterregeln stimmen konnte, war uns natürlich unmöglich zu erfahren. Eines konnten wir dieser Erzählung mit Sicherheit entnehmen, daß nämlich zwischen der Aristokratie und der Plebs ein empfindlicher Gegensatz besteht. Schon im Außern; diese

niedern Brüder sehen alle aus wie Malerthypen für den verlorenen Sohn, was Zerlumptheit, Schmutz und Verwahrlosung anbetrifft. Ich weiß nicht, ob diese Eigenschaften vielleicht nicht als besonders verdienstvolle Askese auch noch zu den Klostergeübten gehören. Mein Reinlichkeitsgefühl empört sich jetzt noch, wenn ich an den ersten Abend denke, an welchem einer der Mönche mir entgegenkam, näher, immer näher, bis er mich schließlich in seine Arme erwischte und seine Lippen aus dem Urwald seines wilden Bartwuchses heraus mir einen brüderlichen Kuß auf die Wangen pflanzten. Meine Freunde schauten mit innerer Genugthuung diesem Zärtlichkeitsanfall zu, für den mir das Verständnis abging. In den abgestumpften Gesichtern ist keine Spur von Andacht, von Frömmigkeit, von Geistigkeit zu lesen, wie man sie doch etwa in abendländischen Klöstern finden mag. Viele der Mönche sollen hieher gekommen sein, um der irdischen Gerechtigkeit zu entgehen. Das Kloster ist in der That ein Strafkloster, wie z. B. auch Mar Saba in der Wüste Juda, und manche böse That, vielleicht nicht nur gegen die Klostergeübte, muß in dieser Weltabgeschiedenheit gebüßt werden. Viele sind dem Trunk ergeben, welcher Leidenschaft das Kloster durch eine eigene Arakbrennerei Vorschub leistet. Der Gärtner, der uns etwa einiges in die Küche brachte, hätte für ein Glas Whisky das ganze Kloster verkauft oder alle seine Geheimnisse verraten.

## Edelchen.

Märchen von Emil Ermatinger.

Es war einmal ein Kind, dem waren Vater und Mutter gestorben, und es lebte einsam und fern von den Wohnungen der Menschen nur mit seiner Großmutter in einer Hütte mitten im tiefen, tiefen Walde. Die Großmutter war eine zauber- und kräuterkundige Frau, zu der die Leute von nah und fern herbeiströmten, um sich ihre Brotzeit von ihr heilen zu lassen. Und keiner ging ohne Trost und Gesundung von dannen, sofern er nur zwei Bedingungen erfüllte. Die erste war: er durfte den weiten und beschwerlichen Weg durch des Waldes Dicke nicht scheuen. Denn die Alte verließ ihre Hütte niemals und wanderte niemals zu den Siechen in ihre Wohnungen, und wäre es selbst ein Graf oder gar ein König gewesen, der krank lag, er hätte sich bequemen müssen, selber zu ihr zu gehen. Und die zweite Bedingung war: der Heilsuchende mußte an sie glauben, felsenfest auf ihre Kunst vertrauen; denn jeder Zweifel, ein fragend Wort, ja ein ängstlicher Blick zer schnitt gleich einem feinen Messer die Wunderkraft ihrer Mittel, und an wem einmal ihre Wirkung zu nichts geworden war, an den legte sie niemals mehr ihre heilende Hand, der mußte auch augenblicklich ihre Hütte verlassen und durfte ihr nie mehr nähern. Darum geschah es auch selten, daß ein Reicher von ihr geheilt wurde. Denn die Vornehmsten, denen alle Bequemlichkeiten der Erde auf silbernem Teller dargeboten werden, konnten sich nur schwer entschließen, die mühselige Reise tief in den Wald zu machen, und über dem mannigfaltigen und genügsamen Wohlleben, das sie umgibt, verloren sie die fromme Einfalt des Herzens, woraus der Glaube erblüht. Den Armen aber, die gewohnt sind, im Glauben an eine felige Zukunft des Tages Mühen zu vergessen, spendete die Alte fast immer lindernde Heilung. Jahrtausend jahrein war der schmale Platz vor ihrer Hütte belagert von Leidenden und Siechen, die teils auf Krücken herangehumpelt kamen, teils von ihren Angehörigen auf Tragbahnen und Wägelchen hergebracht wurden.

Da wuchs das scheue Kind auf, das die Leute Edelchen nannten. Von früh auf war sein Herz dem zarten Mitleid für die Pein der Menschen offen, und ein mildes, inniges Wesen woh in seinem Leibe, und ein Adel glänzte aus ihm, also daß man

meinte, es gehe einher umstrahlt von schimmernder Dufthülle und waren seiner Großmutter alle die Kräuter des Waldes unterthan, so gehörten dem Kinde noch dazu die Tiere alle auf der Erde, die Vögel auf den Bäumen und die Fische im Wasser, und es wußte ihre Sprache zu deuten. Wo es wandelte, da folgte ihm ein braunäugiges Reh oder ein flinker Hase oder ein kluger Fuchs, und die Blumen am Wege hoben ihre Auglein zu ihm auf und grüßten es mit anmutigem Neigen ihrer Köpfe, und ihre Glöcklein begannen zu schwingen und zu läuten, daß es weit durch den ganzen Wald mit silberfeinen Stimmen tönte: „Edelchen kommt, Edelchen kommt!“ Und dann nickte Edelchen einer jeden mit seinen großen blauen Augen freundlich zu, am freundlichsten aber der garstigen, schmutzig-gelben Krötenblume, welche die andern alle nicht leiden konnten. Und für die war es ein Festtag, wenn Edelchen vobeizog. Denn sobald es sie erblickte, zupfte es mit seinen schlanken Fingern einen feinen Faden aus seinem langwallenden, goldglänzenden Haare und schlängt ihn um die Blume, und siehe da! von der Berührung mit dem goldenen Menschenhaar begann die Verachtete zu strahlen und zu leuchten von reinstem Golde, viel schöner und herrlicher, als alle ihre Schwestern. Aber was noch schöner und herrlicher war: in diesem Augenblick liebten alle Geköpfe des Waldes die Krötenblume in reiner Liebe und nannten sie ihre treute Schwester. O wie da die Krötenblume in holdrer Freude errötete, und wie sie noch lange nachher, wenn Edelchen verschwunden war und der goldene Zauber verblaßte, von diesem Glücke der Liebe träumte!

Eine solche Kraft wohnte in dem einsamen Kinde. Aber an einem trüben Novembermorgen, als die Herbststürme tobten und das Laub der Eichen rot zur Erde niederrauschte, starb die Großmutter. Sie hatte ihr Leben lang die Kranken nur um der Liebe willen gefund gemacht und keine Schäfe von ihnen genommen. Daher hinterließ sie ihrem Enkelkinde außer der baufälligen Hütte kein irdisches Gut als einen runden, klar geschliffenen Kristall, den ihr Urahn vor Zeiten im Walde aus der Erde gegraben hatte. Es war ein wunder-

samer Stein. Er spiegelte auf seiner kleinen Fläche die ganze Umgebung wieder, so scharf und in so leuchtenden Farben, daß das Spiegelbild tausendmal schöner war, als die Wirklichkeit. Was aber noch wunderfamer war: es wohnte in dem Stein eine seltsame Heilkraft, stärker und rascher wirkend, als die Heilkraft der Kräuter, über welche die Großmutter geboten hatte. Denn wer das Spiegelbild mit gläubigem Herzen schaute, der genas im Augenblick von jeglicher Krankheit des Leibes und der Seele. Doch wohnten diese wunderbaren Eigenschaften nur in dem Kristall, wenn Edelchen ihn selber in der Hand hielt. Lag er in der Hand eines andern, so waren die Umrissse der Bilder verwischt und die Farben stumpf und matt, und er strahlte keine heilende Kraft aus.

Eine Zeitlang blieb Edelchen noch in der Hütte im Walde. Es war ihm einjam zu Mute, als die Großmutter von den letzten Menschen, welche sie auf ihrem Sterbelager noch gefund gemacht hatte, zu Grabe geleitet worden war, und als die Blumen verdorrt waren, die Tiere gestorben, fortgezogen oder sich in ihre Schlupfwinkel verkrochen hatten. Doch es harzte aus und glaubte, die Leute müßten nun zu ihm kommen, um sich heilen zu lassen. Die Kranken kamen aber immer spärlicher, und wie sich allmählich die Kunde im ganzen Lande verbreitete, daß die Alte gestorben sei, blieben sie ganz aus. Denn die Leute lieben das Hergeschaffte und Gewöhnliche, auch wenn es das Umständlichere und Schlechtere ist, und als sie nun statt der Kräuterhalben und Tränklein der Großmutter nur in den Spiegel zu schauen brauchten, um gesund zu werden, da entseigten sie sich vor dem Neuen, und niemand traute dem Steine in der Hand des Kindes diese Wunderkraft zu.

Als Edelchen sah, daß die Leute nicht zu ihm kamen, da beschloß es, den Wald zu verlassen und in die Welt zu wandern. Denn die Menschen erbarmten es, und es meinte, ihnen mit seinem Kristall helfen zu müssen. Und es machte sich auf und ging; es war mitten im Winter. Den wundersamen Stein trug es in einem leinernen Beutelchen vorn auf der Brust, an der Stelle, wo es das Klopfen des Herzens spürte. Es schien ihm, die beiden, der Kristall und das Herz, gehörten enge zu einander.

Und Edelchen kam zu den Wohnungen der Menschen, in die Dörfer und Städte. Zwar dächte es, die schönsten Straßen mit den prächtigsten Palästen seien alle mit einander lange nicht so schön, wie der Waldwinkel, darin es aufgewachsen. Aber es wanderte tapfer weiter, denn es hatte einen festen Willen und meinte, es sei in die Welt gezogen, um zu helfen und zu heilen, nicht aber, damit es sich dort belustige. Die Menschen, bei denen es erschien, staunten es an. Es trug nämlich gar sonderliche, unmodische Tracht und hatte nicht alltägliche Gebärden. Sie maßen es mit neugierigen Blicken und fragten es zuerst, ob es ein Knabe oder ein Mädchen sei, und als Edelchen, das ihr Fragen nicht verstand, sie nur mit großen, unschuldigen Augen anfaßt und lächelnd den Kopf schüttelte, da wurden sie unwillig und sagten, jeder rechte Mensch sei entweder ein Mann oder eine Frau und gebe sein Geschlecht durch seine Kleidung zu erkennen. Ein besonders schlauer fragte das Kind nach seinem Namen, und als es sagte: „Edelchen,“ da erhoben sie alle ein lautschallendes Gelächter und riefen alle durcheinander: „Edelchen, Edelchen! hahaha! Edelchen! Solch einen Namen giebt es ja gar nicht! Gschelchen, ja, Gschelchen, darunter können wir uns etwas denken, das ist ein Name! Hö' mal! Wir wollen dich Gschelchen nennen! Willst du? Bleib bei uns, und wir wollen dich Kleiden nach unserer Art und dich unsere Sitten lehren. Aber deinen Namen mußt du ablegen. Edelchen! hahaha!“ und sie mußten sich die Bäuche halten vor Lachen.

Bornig wallte es in Edelchen auf, als es das Lachen hörte. Aber es erinnerte sich, wo es in die Welt gegangen war, und faßte sich und fragte die Leute freundlichen Tones, ob nicht ein Kranker da sei, den es heilen könne.

Da aber sahen sie das Kind mit spöttischen Blicken an, singen nur noch lauter an zu lachen, strecken die Hand aus so hoch, wie Edelchen war, und deuteten mit bedenklicher Miene sich an die Stirne.

Und traurig schlich sich Edelchen von dannen.

Und es wanderte lange durch Feld und Wald und mied die Wohnungen der Menschen. Endlich aber erkannte es sich und gedachte seiner Pflicht und wandte sich wieder in die Welt. Es war aber ein anderes Land, und die Leute, die es bewohnten, waren hart und gaben nicht gern von ihrem Überflusse. Wenn Edelchen an ihre Thüren trat und um ein Stücklein Brot flehte,

jagten sie es fort, und wenn es anfing, von seiner Heilkunst zu reden und ihnen seine Kraft anbot, da schrien sie: „Oho! Das Bettelkind dünt sich wohl gar noch besser zu sein, als wir!“ und hetzten es mit den Hunden fort. Und Edelchen hungrte sehr und hatte nicht, wo es sich bergen könnte vor des Wetters Unbill. Eines Tages kam es nach langer Wanderung müd und zerschlagen in eine große Stadt, wo gerade Jahrmarkt war. Und wie es die vielen Menschen sah, die da feilschten und Geld gewannen und sich um die Kramläden und Schaubuden drängten, da entsann es sich seines Kristalls, den es lange nicht mehr hervorgezogen, weil der Spott der Leute ihm sein kostliches Besitztum verleidet hatte. Und es dachte: wenn auch die Menschen von der Heilkraft des Kristalls nichts wissen wollen, so kann ich ihnen doch das wunderbare Spiegelbild auf seiner Oberfläche weisen und mag mir damit ein Stück Geld verdienen, damit ich mein Leben fristen kann.

Und es that also und ging hin zu den Leuten auf dem Markt und wies ihnen das Spiegelbild des Kristalls und meinte, sie damit zu entzücken. Aber weh! Wie hatte Edelchen seine Weltfremdheit betrogen! Die Leute freuten sich nicht über sein Kleinod. Anfangs zwar zeigten sie großes Interesse für das seltsame Spiel und drängten sich einer um den andern herzu und starnten auf den Stein in Edelchens Hand und betrachteten ihn. Dann aber, als einer täppisch den Stein aus Edelchens Hand nahm und sich die Linien des Spiegelbildes verzerrten und die Farben verblaßten, da warfen sie das Kleinod Edelchen hastig wieder zu, begannen zu schmähen und schrien, das sei gar kein richtiges Spiegelbild der Wirklichkeit, und weil der Stein kein wahrschafes und getreues Bild der Wirklichkeit gebe, so sei er nichts wert, sei eine Fälschung, ja gar ein Teufelspul. Und sie hießen Edelchen den Stein einstecken, wenn sie es nicht vor Gericht führen sollten und ließen höhnend und johlend auseinander.

Als Edelchen allein war und sein Blick auf das Kleinod fiel, da war der vordem so glänzendhelle Stein von den tastenden Fingern der Leute über und über beschmutzt und von dem Speichel ihrer gesiernden Zungen bespritzt, also daß das Spiegelbild, statt in überirdischer Schönheit zu erstrahlen, selbst vor Edelchens Blick und in seiner Hand jetzt matt und unrein unter der schmutzigen Oberfläche hervorschimmerre.

Und wie das Kind sein einziges und heiligstes Gut also entweicht und entstellt sah, da faßte es ein scharfer und stechender Schmerz, und es warf sich auf die Erde hin und wälzte sich am Boden hin und her und hatte in seiner Quelle des Kristalls, den es in der Hand hielt, nicht acht. Da geschah es, daß bei den heftigen Bewegungen Edelchens das Kleinod an einen spitzen Stein schlug und zerbrach. Und in demselben Augenblick zersprang auch Edelchens Herz.

Für tot lag das Kind in der Ecke des Marktes, in welche es sich geflüchtet hatte. Neben ihm wogte das Getümmel des Tages vorbei, feilschten, lachten und fluchten die Menschen, und keiner kümmerte sich um den Leichnam. Und er blieb liegen, bis es Abend ward.

Da auf einmal, wie die Sonne hinter den beiden roten Kuppelkrümen des Domes verschwand, erhob sich ein tiefes Klatschen am Himmel, und zwei gewaltige Adler kamen herangetragen und senkten sich langsam und feierlich auf Edelchen nieder und faßten es sorgsam, der eine am Kopf und der andere an den Füßen, und stiegen wieder auf mit der federleichten Last und trugen sie hoch durch die blauen Abendluft von hinten.

Mund und Augen weit aufgerissen, standen die Leute auf dem Markte da und gafften regungslos in die Luft.

Mitten im Walde, wo einst der Großmutter alte Hütte gestanden, war eine weite Wiese, die leuchtete und prangte in allen Farben von den herrlichsten Blumen. Dahin brachten die Adler das tote Kind und ließen es sanft auf den leise geneigten Hügel auf der Wiese niedergleiten. Dort lag es, still und rein und engelsgön. Die weißen Arme hatte es über der Brust gekreuzt. Seine Haare wallten in goldener Flut zu beiden Seiten hinab und vermischten sich mit den Blumen am Fuße des Hügels. Von seinem klaren Antliz und dem lichtblauen Gewande, das die schmächtigen Glieder umhüllte, strahlte ein wundersames Leuchten in die Dämmerung. Und die Bäume huben an zu rauschen, und die Blumen begannen zu läutnen, in langen, flagenden Tönen. Da kamen die Tiere alle aus Wald und Feld herbei und standen mit gesenkten Köpfen um den Hügel und schauten mit traurigen Augen auf Edelchen hin, und vom Himmel her tönte also ein sanfter überirdischer Gesang:

„Weiche Klänge, selge Lieder  
Tragen dich zum Himmelsaal,  
Und zur Heimat kehrst du wieder  
Aus der Fremde trüber Qual.

Kehrst zur alten Mutter wieder,  
Die dich ihre Kunst gelehrt,  
Dich zur Erde sandte nieder,  
Daß du heilst, was versehrt;

Daß die Menschen sie erlöse  
Von der Erde Fluchgewinn.  
Doch die Menschen, ach, sind böse,  
Und am Eiteln hängt ihr Sinn.

Und sie brachen deine Blüte,  
Höhten auf dein dienend Los —  
Sehr, o Kind voll Licht und Güte,  
Kehr in deiner Mutter Schoß!“

Auf einmal sah man eine lichte Schimmerwolke hoch aus den Lüften sich auf den Hügel nieder senken, und indes der ganze Wald in zauberhaftem Licht erstrahlte, neigte sich ein Engel sanft hernieder, hob Edelchen in seine leuchtenden Arme und trug es zum Himmel empor.

Zu derselben Stunde aber kehrten die Leute in der großen Stadt vom Markte nach Hause, zogen ihre schwarzen Festtagskleider an und begaben sich zum Dome, um der Totenfeier für ihren vornehmsten Mitbürger beizuwöhnen, jenen großen Künstler, der die beste Zeit seines Lebens, von der Heimat verkannt, im Glend gelebt hatte.



„Der Schnellzug kommt!“ I. (H. Meyer-Cassel in Zürich).

## Die Dankbarkeit der Republik.

**E**s übt das Vaterland der schlichten Eidgenossen die Tugend der Dankbarkeit nicht in fürstlicher Weise. Unsere Republik hat keine Walhalla: unsere Walhalla ist die Geschichte. Da findest du die hohen Standbilder der Drachentöter von Struthan bis Zwingli, und von Zwingli bis Böscholle; da die Friedensboten vom sterbenden Attinghausen bis zum Eremiten in Stans, von Niklaus Wengi bis auf das Greisenhaupt Zellwegers in Trogen. — Die Republik der Eidgenossen hat keine

Adelsdiplome und keine Ordenskreuze: das Ordenskreuz aller ist das ruhmbekränzte Kreuz ihres Schlachtbanners und des Schweizers Adelsbrief sind seine Thaten. Gehe hin an die Linth und lies den Namen „Escher“ im Granit! — Die Republik im Schoße ewig beschneiter Alpen hat keine Brillanten: ihre Brillanten sind die Thränen des dankbaren Volkes, mit denen es das Grab seiner Wohlthäter segnet.

Aus: Aphorismen aus Dr. Aug. Kellers pädag. Schriften.  
Aarau, 1883. H. R. Sauerländer's Verlag.